

Nachdruck verboten.

283

## Der Ankenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Und die Flocken fielen über ihn her, schweigend, als wollten sie Richard begraben. Es war milde Luft, und die Flocken kamen in großen, weißen Fegen, zusammengeballt, daß er wie in einem Schleier durch die nächtliche Welt ging und nichts sah als sein eignes zerrissenes, zerpaltenes Ich.

Er stand vor seinem kleinen verschneiten Hause im Unkenreul und wußte nicht, wie er dahin gekommen war. Das Nachtlicht schimmerte still durchs Fenster, müde und klein und geduldig, wie Nachtlichter in Krankenzimmern brennen.

Er blieb eine Weile stehen und horchte. Ob Martin schlief? Nichts regte sich. Kein Husten, kein leisestes Geräusch.

Er aber konnte um die Welt nicht hinein in das kleine Haus. Da ging Lene um. Da sprach ihre Stimme aus jedem Winkel, jedem Gerät. Da sah ihre Sorge ihn an, ihre Treue, ihre Anspruchslosigkeit.

Nein, hier konnte er keine ruhige Entscheidung treffen!

Wie oft, wenn er nach Hause gekommen war, hatte es ihn durchzuckt, eine blitzgleiche Hoffnung: jetzt sitzt sie auf ihrem alten Platz. Sie hat's nicht länger aushalten können. Jetzt stürzt sie dir um den Hals: „Vergieb mir! Hab' mich wieder lieb!“

Und wie er in der weißen Nacht vor seinem Hause stand, war's ihm, als stände sie droben mit gerungenen Händen, blaß, weinend, und flehte ihn an: „Um des Kindes willen verstoß mich nicht!“

Wie von Furien gejagt, eilte er weiter, ins öde, weiße, stille Land hinein. Wie lange er umherirrte, wohin er geriet, das wußte er nicht. Es war auch immer dasselbe matte, leuchtende Weiß unter dem dunklen Himmel, dieselbe tote, langgestreckte Ebene.

Er wollte nicht nach Hause, ehe er nicht einen Entschluß gefaßt hatte. Aber es wogte in ihm hin und her. Kornelie — Lene? Ein Bruch mit sich selbst, ein Eingewöhnen in fremde Bahnen, aber — als geachteter Mensch, als angesehenes Glied der Gesellschaft! Oder — allen zum Trotz festhalten an seinem Weibe, sein Amt aufgeben, mit eignen Fäusten sich durchschlagen schlecht und recht als Proletarier, als Reporter, Privatlehrer, Schreiber — Gott weiß, was?

Er blieb auf einmal stehen. Fast wäre er an einen dunkeln Gegenstand angerannt. Ein Baumstamm! Wie kam der hierher?

Eine Weide, mit grotesk verschlungenen Ästen, auf denen in seltsamen Gestalten dicke, weiße Massen lagerten.

Wo war er hingekommen? In der ganzen Gegend gab's nur die eine Weide jenseits des Ankenteichs.

Aber die konnte doch unmöglich — ?

Da brauste links von ihm in einiger Entfernung donnernd ein Zug vorüber. Eine Reihe von Lichtern huschte undeutlich durch das Schneetreiben. Rechts mußte der Hofberger Weg sein.

Er war also richtig am Ankenteich. Aber der war verschwunden, wie von der Erde vertilgt. Aber ringsum weiß, eben, glatt.

Mit dem Stoß stieß er durch die Schneeschicht, in eine feiner tiefen, frischen Fußstapfen hinein. Das klang so hohl, es klorrte so seltsam gläsern. Mit dem Fuße scharfte er den Schnee fort.

Blanfes, bläuliches Eis.

Ohne es zu wissen und zu wollen, war er über den Ankenteich weggekommen.

„Drüber weggekommen. Ueber ihn weggekommen!“ sagte er laut in die Nacht hinein.

Weg über den ecken Abgrund, der ihn hatte hinabschluden wollen.

Das schien ihm ein Zeichen. Ein ungläubischer Schauer überlief ihn.

Gerettet! Frei!

Eine Weile stand er wie angewurzelt und starrte auf den Boden. Da unten schlief es den Winterschlaf, das Krötenvolk, harmlos und unschädlich. Ihm that es nichts mehr.

Er fühlte, wie sich's in ihm klärte. Eine große, kalte, unheimliche Ruhe kam über ihn. Das Leben besteht aus lauter Kompromissen. Eins mußte er drangeben. Nun gut. Die Vergangenheit. Und mit neuer Kraft brav und fleißig dem Staate dienen, in Ruh und Frieden leben mit seinen Mitmenschen, seine Pflicht erfüllen, so wie es die Vorschrift will.

Sein Lebenswerk würde nun wohl ein andres Gesicht annehmen. Aber es war doch immerhin eine Aufgabe, ein klar vorgezeichneter Beruf.

Nur die Hälfte, ein Zehntel, ein Hundertstel von dem erreichen, was man im Jugendsturm plante, von der überreichen leuchtenden Blüte des Baumes nur eine Handvoll zu Früchten reifen sehen — das ist das Leben.

Und ruhigen, festen Schrittes wandte er sich nach rechts, um auf dem Hofberger Wege in kürzester Zeit nach Haus und ins Bett zu kommen.

Nicht lange, so leuchtete wieder das kleine, gelbe Licht durch sein Fenster. Und immer noch diese Totenstille!

Ganz leise ging er die Treppe hinauf, schloß die Thür auf und durchschritt das Wohnzimmer.

Vorsichtig steckte er den Kopf durch die Kammertür. Alles un verändert. Still brannte das Lichtchen hinter seinem Schirm. Martin schlummerte und regte sich auch nicht, als Richard beim Eintreten gegen einen Stuhl stieß, den er im Halbdunkel nicht bemerkt hatte.

Gesunder Jugendschlaf! dachte Richard und lächelte und kam auf den Zehenspitzen näher. Er sah auf den Schlafenden herab. Wie seltsam spitz und bleich und langgestreckt erschien das junge Gesicht in der fahlen Beleuchtung.

Und wie tief er schlafen mußte, und sonst schlummerte er so sacht und war wach, wenn auch nur ein Mäuschen sich regte.

Er sah länger zu. Es kam ihm doch allmählich sonderbar vor.

Ein eisiger Schauer froh ihm über den Rücken, hob sein Haar und floß ihm wie kaltes Wasser über den ganzen Leib.

War Hans trücker? Dummächtig? Oder . . .

Wie langgestreckt, wie gerade lag der Jüngling in seinem schmalen Bette! Nicht wie ein Schlafender.

Und Richard Volkmar wollte ihn berühren und wagte es nicht.

Die furchtbare Gewißheit hinausschieben, hoffen, noch eine Minute, eine glückliche Sekunde lang. Und dann, auf einmal, mit plötzlichem Entschluß, tasteten seine zitternden Hände über die Stirn, die Brust, die Hände Hans Martins.

Alles kalt, tot, still wie draußen die Winternacht. Kein Klopfen, kein Regen, kein Zinkchen warmen Lebens mehr.

Hans Martin war gestorben, still und allein, während sein Abgott mit heißen, gierigen, streupelosen Händen nach dem neuen Leben gegriffen hatte.

Als der dunkle Novembermorgen schwer und langsam heraufkam, war's Richard, als sei er in der einen Nacht um zehn Jahre gealtert und gereift.

Er hatte — als er die erste, furchtbare Starrheit nach der Entdeckung überwunden — die Steigenberg geweckt und fortgejagt ins Schneetreiben hinaus. Und so fürchterlich sah er aus, daß das Mannweib, so sehr ihm nach Schimpfen zu Mute war, doch ohne einen Mucks, wie gehebt, zum Doktor lief und den heranschleifte.

Der Optimismus des heiteren Herrn hatte schon durch die jähe Störung seiner Nachtruhe ein wenig gelitten. Aber sein unwölktes, rundes Gesicht versteinerte vor Schrecken beim Anblick Hans Martins. Wie vom Schlage getroffen, sank er in den nächsten Stuhl.

„Unbegreiflich!“ Er schüttelte ganz verblüfft den Kopf. Dann nahm er die Untersuchung vor. Sie war schnell beendet.

„Ex“, sagte er achselzuckend. „Lungenschlag. Nichts zu wollen. Die verfluchte, heimtückische Influenza!“

Richards Gesicht war ihm unheimlich. Der Mann sah aus, als hätte er mehr verloren als einen lieben Schüler.

Er klopfte ihm tröstend auf die Schulter. „Gotte doch, Doktordchen, Sie haben doch Ihr möglichstes gethan. Was in Menschenmacht stand.“

Ein schwerer Menzengang rang sich aus Richards Brust.

„Sehen Sie doch bloß den Habitus,“ fuhr der Doktor fort, mit der runden Hand auf die lange, hagere Gestalt des Toten deutend. „Defizient! Letztes zerbrechliches Glied einer Kette von sechsen Generationen. Der Papa früh weg — zu stark gelebt — Gotte doch, die Millionen —!“

Er versuchte schon einen kleinen, distreten Scherz.

„Na, vor der Gefahr sind wir beide wenigstens sicher,“ lächelte er, Bostmar gemüthlich auf die Schulter klopfend.

Aber der grühte nicht mit der Wimper. Seine trockenen Augen hingen starr an dem Knaben.

„Na,“ meinte der Doktor wieder, „und dann: unsre Jugend! „Alles ist wahr, alles ist erlaubt“. Was dabei heraustritt —“ Er deutete mit pathetischer Handbewegung auf den Toten.

Dann merkte er plötzlich, daß er sehr müde sei. Er hatte ja auch hier weiter nichts zu suchen.

Ein Sähen unterdrückend, reichte er Richard die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdem verboten.)

## Elektrische Schleppschiffahrt.

Bei dem Fortbewegen von Schiffen auf Flüssen und Kanälen spielt bekanntlich das sogenannte „Treibeln“ eine sehr große Rolle. Unter Treibeln versteht man den Vorgang, daß am Ufer schreitende Zugtiere oder Menschen mittels eines Seiles das im Kanal schwimmende Schiff vorwärts ziehen. Obgleich der Transport von Schiffen mit Hilfe von Säurabens, Rad- und Kettenampfern große Bedeutung gewonnen hat, so läßt sich doch die Thatsache nicht verkennen, daß nach wie vor eine verhältnismäßig sehr große Anzahl von Schiffen noch von Menschen gezogen wird. Es zeigt sich also, daß unsre so viel gerühmte Zeit denn doch noch manche Arbeit von Menschen verrichten läßt, die viel besser durch maschinelle Vorrichtungen erledigt werden könnten!

Die moderne Elektrotechnik, die auf so manchen Arbeitsgebieten schon wesentliche Errungenschaften aufzuweisen hat, scheint nun berufen zu sein, auch in der Arbeitsphäre des Treibelns einen bedeutenden Fortschritt zu zeitigen. Bei der Wichtigkeit, welche die Frage der elektrischen Schleppschiffahrt nach dem Vorbilde des Treibelns für das gesamte Transportwesen auf Flüssen und Kanälen hat, ist es erfreulich gewesen, daß der preussische Staat den Bau der ersten Versuchsanlage dieser Art in Deutschland unterstützte. Bei den auf dem Finow-Kanal in der Nähe der Stadt Eberswalde errichteten Anlagen handelt es sich darum, von zwei Bauarten die zweckmäßigere ausfindig zu machen und überhaupt über die Wirtschaftlichkeit der elektrischen Schleppschiffahrt Erfahrungen zu sammeln. Diese vor zwei Jahren eingerichtete Versuchsanlage ist mit verschiedenen Unterbrechungen für die hier in Rede stehenden Zwecke erprobt worden, und wir wollen daher bei der großen Bedeutung, welche eine glückliche Lösung des Problems der elektrischen Schleppschiffahrt für das Transportwesen hat, auf die sehr vorliegenden wichtigen Resultate, so weit dieselben allgemeines Interesse haben können, kurz aufmerksam machen.

Das für die elektrische Schleppschiffahrts-Versuche zunächst erprobte System Lamb verdankt sein Entstehen dem in Amerika sehr großen Bedürfnis, den Baumtransport aus Wäldern recht schnell und leicht bewerkstelligen zu können. Wenn man die Bäume als Stützpunkt für ein Art Drahtseilbahn benutzt, dann kommt man naturgemäß viel billiger fort, als wenn man eine auch noch so einfach gehaltene Seilbahn errichtet, da diese immer die Herstellung eines fahrbaren Weges erfordert.

Am Finow-Kanal wurde nun auf einer Strecke von 300 Meter das den Bedürfnissen der Schleppschiffahrt auf einem Kanal angepasste System Lamb eingerichtet, während auf einer weiteren Strecke von 1000 Meter das Schleppsystem Köttgen zur Ausführung gelangte. Um diese Versuchsstrecke in jeder Hinsicht den Verhältnissen der Praxis anzupassen, wählte man die Gesamtstrecke so, daß auf dieser die natürlichen Hindernisse wie Krümmungen, Ueberbrückungen und auch eine Ladestelle vorgesehen wurden.

In der Nähe der auf der Versuchsstrecke vorkommenden Eisenbahnbrücke wurde mit Hilfe einer Lokomotive eine kleine elektrische Kraftstation errichtet, die den Gleichstrom von 500 Volt für beide Schleppschiffahrts-Systeme liefert. Zur Ergänzung wurde eine kleine Accumulatorbatterie aufgestellt.

Die Bauart Lamb erfordert, daß am Ufer des Kanals kräftige Stützen errichtet werden, an welchen ein starkes Tragseil von 3,2 Centimeter Durchmesser so zu befestigen ist, daß es sich in einer Höhe von etwa 4 bis 5 Meter über dem Treibelswege befindet. Auf diesem Tragseil ist nun eine elektrische Lokomotive aufgehängt, die sich mit Hilfe eines etwas tiefer an den Tragmasten befestigten Zugseiles vorwärts windet. Diese Hängelokomotive ist mit einer Seiltrommel von 0,6 Meter Durchmesser versehen, um welche sich das Zugseil von 18 Millimeter Stärke zweimal herumwickelt und sich während der Bewegung des Motors vorwärts windet.

Zuerst benutzte man nach dem amerikanischen Vorbilde das

Tragseil für die Hin- und das Zugseil für die Rückleitung des elektrischen Stromes. Natürlich mußte man daher das Tragseil an den Stützen isoliert befestigen. Nun ist die Festigkeit der für elektrische Zwecke brauchbaren Isoliermaterialien eine verhältnismäßig geringe, so daß es sich bald zeigte, daß man isolierte Stützpunkte nicht für die bei diesem System auftretenden großen Kräfte gebrauchen kann. Man ging daher dazu über, die Zuführung des elektrischen Stromes durch eine besondere Leitung zu bewerkstelligen. Diese Leitung wurde an hohen Masten angebracht und der elektrische Strom dem Rotor der Hängelokomotive mit Hilfe eines Stromabnehmers, wie diese bei den Straßenbahnen gebräuchlich sind, zugeführt.

Die am Finow-Kanal erprobte Hängelokomotive von 900 Kilo Gewicht vermag eine Zugkraft von 240 bis 260 Kilo bei einer stündlichen Fahrgeschwindigkeit von 4 Kilometer zu entwickeln.

Die Versuche mit diesem System haben aber keine besonders befriedigenden Resultate gezeitigt. Was zunächst die Stützpunkte anbetrifft, so müssen die Masten sehr gut verankert werden. Näher sieht man die Lokomotive einem Mast, so wird dieser etwas um seine Achse gedreht; hat die Hängelokomotive aber den Stützpunkt passiert, so federt der Mast natürlich zurück und wird jetzt nach der andern Seite beansprucht. Diese fortgesetzten Drehbewegungen müssen natürlich einer solchen Tragkraft im Laufe der Zeit lodern. Wenn man sich auch dagegen durch umfangreiche Verankerungen im Erdboden zu schützen sucht, so wird man doch in gewissen Zeiträumen Reparaturen an den Mastbefestigungen vornehmen müssen. Durch die Verankerungen werden aber die Grundstücke der Anlieger in Anspruch genommen, und diese werden sicherlich die Erlaubnis dazu nur gegen große Entschädigungen hergeben.

Bei dem Lamb'schen System zeigte sich ferner, daß ein Befahren der Kurven Schwierigkeiten hat und daß das an und für sich schon sehr stark beanspruchte Tragseil besonders dicht hinter den Stützpunkten durch das Gewicht der Lokomotive stark nach unten gezogen wird. Ist irgend eine Reparatur an der Hängelokomotive notwendig, so ist dieses, da sich ja die Zugvorrichtung 4 bis 5 Meter über dem Erdboden befindet, auch nur mit Hilfe von Leitern und Strahlen möglich. Endlich ist die Zugkraft der Hängelokomotiven bei dem System Lamb sehr beschränkt. Würde man bis zu Motorleistungen von etwa 10 Pferdekraften gehen, wie diese bei einem leistungsfähigen Schleppschiffahrts-Betrieb erforderlich wäre, so müßte man die Anlagen derartig verstärken, daß in technischer Hinsicht konstruktive Bedenken entstehen würden, ganz abgesehen davon, daß die bereits erwähnten Uebelstände bei einer schwereren Lokomotive noch in viel größerem Maße auftreten würden.

Das andre, in größerer Länge am Finow-Kanal erbaute Schleppschiffahrts-System nach der Bauart Köttgen arbeitet mit leichten Lokomotiven, die auf dem Treibelswege dahinfahren. Der elektrische Strom wird durch eine an Masten befestigte Leitung zugeführt, während die auf dem Erdboden verlegten Führungsschiene als Rückleitung dienen. Die Rolle des Stromabnehmers der elektrischen Lokomotive gleitet oben auf der Zuleitung dahin, während bekanntlich bei den Straßenbahnen die Rolle von unten gegen die Stromzuführung drückt.

Die Bauart Köttgen ist in verschiedenen Ausführungen erprobt worden. Zunächst hat man das Geleise mit einer als Zahnstange ausgebildeten Hauptschiene versehen. Da sich aber ergab, daß man auch durchaus zufriedenstellende Resultate mit dem elektrischen Treibeln erhielt, wenn man die teure und in vielen Beziehungen hinderliche Zahnstange fortließ, so ging man sehr bald zum gewöhnlichen Adhäsionsbetrieb über. Es zeigte sich hierbei, daß man auch dann genügend Zugkraft entwickeln kann, wenn die Geleise durch Regen, Del usw. benetzt sind.

Die Versuche haben auch ergeben, daß man mit einer Hauptschiene auskommen kann, so daß die zweite Schiene überflüssig wird; allerdings muß man in diesem Falle breite Räder an der einen Seite wählen und den Erdboden genügend befestigen. Die Hauptschiene selbst kann nach den gemachten Erfahrungen ganz gut als gewöhnliche Allenschiene, in welche die Spurtränze aller Räder der einen Seite der elektrischen Lokomotive greifen, verlegt werden, so daß dann der gewöhnliche Verkehr auf dem Treibelswege nicht gestört wird.

Um geringe Hindernisse, wie Geländer usw. leicht überwinden zu können, ist der Zughaken an der elektrischen Treibellokomotive einen Meter über dem Erdboden angebracht; das hier angehängte Zugseil geht fährig zu einem auf dem zu ziehenden Schiffe errichteten 5 bis 7 Meter hohen Treibelsbaum. Sollen höhere Hindernisse überwunden werden, so hat der Lokomotivführer nur nötig, eine am Seil befindliche andre Schleife über einen Zughaken der Lokomotive zu hängen, der zwei Meter über dem Geleise liegt. Die Bedienung einer solchen Zugvorrichtung kann von jedem intelligenten Arbeiter ohne große Vorkenntnisse besorgt werden. Der Führer kann von seinem Platz auf der Lokomotive den Schiffsverkehr übersehen und danach seine Maßnahmen treffen. Anlauf und Reguliervorrichtungen sind leicht mit der linken Hand zu betätigen, während die rechte Hand für die Bedienung einer mechanischen Bremsvorrichtung sowie der Warnungs- und Signallampe frei bleibt.

In einer Entfernung von 60 bis 70 Meter hinter der Lokomotive wird das Schiff mit einer Geschwindigkeit bis zu 5 Kilometer gezogen, so daß der Lokomotivführer auch neben seiner Zugvorrichtung herschreiten kann, um etwa kleine Hindernisse wie Steine und Sträucher zu beseitigen oder sich mit der Schiffsbefahrung durch

Zurück zu verständigen. Natürlich steht nichts im Wege, bei größeren Anlässen die Fahrgeschwindigkeit wesentlich zu erhöhen.

Besonders vorteilhaft hat sich dieses System beim Durchfahren von Brücken erwiesen, da man hier die freie Drosselung durch Vorsehen einer etwa 1,2 Meter hoch angeordneten Hülschiene fast gar nicht beeinträchtigt.

Nach aufgestellten Berechnungen ergibt sich auf Grund dieser Versuche, daß bei Verhältnissen, wie wir diese bei dem projektierten Mittelstaudkanal zu erwarten haben, der elektrische Treidel-Transport pro Tonne und Kilometer auf 0,07 bis 0,1 Pfennig zu stehen kommt, während für Dampfschlepperei 0,113 bis 0,165 Pfennig und bei Pferdebetrieb 0,25 bis 0,3 Pfennig in Rechnung zu setzen sind. Wenn also die elektrische Schleppschiffahrt in dieser Hinsicht gute wirtschaftliche Resultate liefern würde, so kommt noch in Betracht, daß eine derartige Anlage, da ja elektrische Energie billig zur Verfügung wäre, eine rege wirtschaftliche Entwicklung längs der Kanalstraße zur Folge hätte. — P. M. G r e m p e.

### Kleines feuilleton.

k. Die Theaterzensur in andren Ländern. Die lebhaftesten Erörterungen über die Theaterzensur, die gegenwärtig bei uns gepflogen werden, verleihen einer vergleichenden Studie über die Theaterzensur anderer Länder, die in der „Revue Hebdomadaire“ veröffentlicht wird, ein besonderes Interesse. In dem freien England haben die Theater seit langem nur durch Patentbriefe der Könige eröffnet werden können. Covent Garden und Drury Lane erhielten sie von Karl II. Schon im Jahre 1628 hing von dem Oberceremonienmeister die Ermächtigung oder das Verbot zur Aufführung von Stücken ab. Dem Oberceremonienmeister ist ein Sekretär beigegeben, dem die wichtige Aufgabe obliegt, die Stücke zu prüfen. Sir Robert Walpole richtete dieses Amt des Kensors ein, nachdem er in einem Lustspiel von Gay hat mitgenommen worden war. Das Amt wird zur Zeit von Mr. Redfort versehen, dem die Theaterdirektoren jedes Jahr ungefähr 200 Manuskripte bringen. Der Censor erhält 6400 M. jährlich. Wenn ein Direktor ein Stück aufführt, das noch nicht genehmigt oder vom Censor zurückgewiesen ist, so muß er 1000 M. Strafe zahlen, und er kann sich glücklich schätzen, wenn ihm seine Theaterlizenz nicht entzogen wird. Die englische Zensur hat seiner Zeit „Francillon“ und neuerdings „Monna Vanna“ von Maurice Maeterlinck verboten. Trotzdem haben die über die Zensur befragten englischen Kommissionen einstimmig ihre Ausdehnung gefordert.

Belgien hat keine Theaterzensur. In Frankreich verbotene Stücke gehen deshalb oft über die Grenze und erleben in einem Provinzialtheater einen Triumph oder einen Durchfall. Die Beaufsichtigung der Schauspiele wird in Belgien von den Bürgermeistern und Schöffen ausgeübt, und nur ein einziger beschränkender Artikel erlaubt das Verbot eines Stückes, das die öffentliche Ruhe stören würde. Sonst werden die Verbrechen oder Delikte der Dichter gegen den Staat, die Moral und die persönliche Ehre nach dem Landrecht bestraft.

Die Macht des Censors ändert sich in Dänemark je nach der Nationalität des Verfassers und natürlich nach der Sprache, in der es geschrieben ist. Ein dänischer Dichter muß zur Aufführung seiner Stücke in Dänemark die Genehmigung des Justizministers haben. Fremde Schauspielertruppen müssen vom 1. Oktober bis zum 30. April dem Kultusminister Lustspiele, Dramen, Opern und Balletts zur Genehmigung vorlegen; Werke in norwegischer oder schwedischer Sprache sind dagegen von dieser Maßregel befreit.

In Rußland unterscheidet man kaiserliche, städtische und gewöhnliche Theater. Die ersteren dürfen nur Werke spielen, die ihnen vom Hofminister angegeben sind. Die andren Theater müssen für jedes Stück die amtliche Beglaubigung eines Zensurkomitees haben. Es kommt in Rußland häufig vor, daß die Zensur ihre schon gegebene Genehmigung zurückzieht und die Behörde ein Schauspiel aus Verwaltungsgründen verschwinden läßt. Die russische Geistesfreiheit ist sehr mächtig und setzt das Verbot von Stücken durch, in denen nach ihrer Meinung der Glaube verlehrt wird; an Festtagen und Vorabenden großer Feste finden keine Theatervorstellungen statt, wenn ein hoher Geistlicher einen dahingehenden Wunsch ausspricht. Wenn ein Direktor trotz der Zensur ein nicht genehmigtes Stück auführte, so würde die Vorstellung eingestellt und das Theater geschlossen werden, ohne daß der Direktor das Gericht anrufen könnte. Ein solches Geschehen hatte Tolstoj's „Die Nacht der Finsternis“. Das Stück war von einem freien Theater angenommen worden und erhielt die Erlaubnis des Censors nicht. Das Verbot erstreckte sich auf alle freien Theater. . . Da ließ der Minister Tolstoj's Werk auf den kaiserlichen Theatern aufführen.

In Italien giebt es eine pießköpfige Zensurgewalt, die außer den gewöhnlichen Gründen, ein Stück zu verbieten, noch eine Menge andrer Gründe haben kann, z. B. solche lokaler Interessen. Der Präfekt jeder Provinz prüft die dramatischen Werke, er erteilt die Genehmigung oder verweigert sie. Die Verordnung muß begründet sein, falls der Präfekt der Provinz sich der Aufführung widersetzt. Der interessierte oder vielmehr geschädigte Direktor beschwert sich, wenn er will, bei dem Minister des Innern. Die Zensur in Italien erstreckt sich nicht nur auf die Vorstellung, sondern auch auf die öffentliche Vorlesung.

In Portugal ist die Zensur fakultativ. Hat ein Direktor ihr ein Stück vorgelegt und die Genehmigung erhalten, so hat keine Behörde mehr das Recht, die Aufführung zu verhindern oder zu suspendieren,

solange keine Aenderung, die den Sinn in unzulässiger Weise umgestaltet, vorgenommen wird. Führt der Direktor dagegen ein Stück ohne vorherige Billigung der Zensur auf, so thut er das auf seine Gefahr. Die Aufführung kann dann verboten werden, aber der „Impresario“ kann immer noch an das Zensurkomitee von vier Schriftstellern unter dem Vorsitz des Ministers des Innern appellieren, das endgültig entscheidet.

In den Vereinigten Staaten hat wieder jeder Staat seine eigene Zensur. Es giebt aber keine Präventivzensur. Dafür kann jedermann eine praktische Zensur ausüben; es genügt, das der erste bester einer Anlage gegen dieses oder jenes Stück bei den ordentlichen Gerichten erhebt; die Justiz entscheidet dann. Als man in Amerika das „Leben Christi“ nach der Aufführung in Oberammergau geben wollte, setzte eine Privatgesellschaft bei den Richtern ein Verbot wegen Gotteslästerung durch! Die Repressivzensur wird in jeder Stadt von dem Bürgermeister ausgeübt, der wegen Erregung öffentlichen Aergernisses provisorisch verbietet. Einzelne Personen können also auf diese Zensur Einfluß nehmen. Als Olga Reischerole, eine der berühmtesten Schauspielerinnen der Vereinigten Staaten, die „Sappho“ von Alphonse Daudet gab, erhob ein Yankee Anklage gegen sie wegen Immoralität. Die Gerichte gingen darauf ein, verurteilten die Schauspielerin und ordneten die Schließung des Theaters an, obwohl die ersten amerikanischen Kritiker sich dagegen wandten. —

### Theater.

Schauspielhaus. „König Laurin“. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst von Wildenbruch. — Amalafunta, die Tochter König Theodorichs, der am Ausgang des fünften Jahrhunderts Italien erobert und dort das neue Gotenreich begründet hatte, wurde von ihrem gotischen Gemahl getötet. Der Mord bot Justinian, dem oströmischen Kaiser, einen willkommenen Vorwand zur Eröffnung des lange geplanten Krieges. Nach heldenmütiger Gegenwehr, die in der Dichtung oft gefeiert ist, wurde endlich die Macht der Barbaren gebrochen, Totila und Teja aufs Haupt geschlagen. Italien ward wieder eine Provinz des Kaiserreichs, bis dann nach wenigen Jahren die Longobarden siegreich in die Halbinsel einbrachen.

Amalafunta ist die Heldin der Wildenbruchschen Tragödie, Amalrich, wie jene dem Herrschergeschlecht der Amalungen entstammend, ihr Held. Niemand wird dem Dichter, der geschichtliche Stoffe wählt, ein peinlich-genaues Sichten an überlieferte Thatfachen zumuten. Aber Wildenbruch, der gotische Kraft und gotische Hochstimm — Dinge, für die gerade das Schicksal Amalafuntas doch gewiß nicht zengt — verherlichen und mit byzantinischer Bildkontrastiertheit will, treibt die Freiheit bis zu wunderlichster Willkür. Die Gotenkönigin, die der Gemahl ermordet, scheidt Wildenbruch in seinem Drama nach Byzanz, und läßt sie dort als unsäugbvolles Opfer jener Byzantinertücke fallen. Doch auch das möchte gern hingehen, wenn nur für die historische eine irgendwie menschlich-individuelle Wahrheit uns geboten wäre. Statt dessen von Anfang bis zu Ende lauter höhnende Theaterfettle! Kaum irgendwo in diesen Rollen und Versen der Jamben, in dem erregten Geschrei der Goten und Byzantiner, in dem sich überstappenden Wirrwarr der Ereignisse und Handlungen ein tieferer Naturlaut, der zu Herzen dränge und zu nachdenklichen Sinnen stimme, ja fast nirgends auch nur der Anhauch einer Motivierung, die das Verhalten der Personen einigermaßen glaubhaft erscheinen lassen könnte. Was soll man zum Beispiel von einer als königlich und stolz geschilderten Amalafunta denken, die Justinian nie gesehen hat, und die, ohne den leisesten Anhalt zu haben, ob der Kaiser sie begehrt, ihre Hand ihm durch Voten antragen läßt und mit den Voten fast zugleich die Fahrt zum kaiserlichen Hoftritt, wo sie schlaglos des Rivalen Gewalt ausgeliefert ist.

Und auf diesem grundlosen Untergrunde baut sich, ihm stülgerecht entsprechend, das Uebrige auf.

Ehe die Königin abreißt, hört sie im Kreise der gotischen Edlen, die zur Gedächtnisfeier Theodorichs sich versammelt haben, Amalrich den starken, den schweigsam-einsältigen, der, wenn Begeisterung ihn erfasst, mit Prophetenzungen redet, das Lied vom König Laurin singen, dem sagenhaften Zwerge, der, in seiner Tarnlappie verborgen, dem Schwertlieb ehrlücher Reden listig ausweicht. Jene Kaiser in Byzanz, so kündigt der Sänger, sind von dem Geschlechte Laurins. Sie sinnet unsichtbar wie jener, Untergang dem Gotenvolke. Da kommt die Nachricht, daß das Schiff der Königin zur Fahrt gerüstet sei. Die Goten schreien Verrat, und — lassen sie nach richtiger Theaterlogik mit Amalrich allein! Der Reiz Amalafuntas hat ihn beim ersten Bild bezwungen, er stammelt hilflos anbetend Worte der Liebe. Auch ihr Herz schlägt, aber sie zwingt es nieder und eilt dem Schiffe zu.

Die vier letzten Akte spielen in Byzanz. Vor den Thoren des kaiserlichen Palastes tobt Aufruhr. Das Volk verlangt den Tod Theodoras, der kaiserlichen Geliebten. Säredensbleich wandt Justinian in den Gemächern umher. Er zittert, daß die Wut der Menge sie schon zerrissen habe. Eine Dienerin berrät ihm, daß die, um die er klagt, jedem, der ihre Gunst bezahlen konnte, gefügig gewesen. Der Kaiser rost natürlich, steckt sich aber ein Pantöffelchen der Geliebten, das gerade am Boden liegt, für alle Fälle in den Mantel. So vorbereitet trifft ihn Amalafuntas Vorschlag. Die Werbung erscheint ihm als Hilfe aus

aller Not, und mit glänzendem Gefolge zieht er der Gotenkönigin entgegen. Wie die beiden vor versammeltem Volke feierlich-würdevolle Zwiegespräch halten, stürmt plötzlich Amalrich von Häschern verfolgt auf die Bühne. Heimlich, im Kielraum des Schiffes versteckt, hat er die Angebetete begleitet. Man will ihn greifen, weil er, der Barbar, einen kaiserlichen Gesandten einst ins Meer geschleudert; doch keiner wagt sich in den Umkreis seines Schwertes. Da ringt ihm Amalafuntas Wort die Waffe aus der Hand, gefangen wird der Frevler abgeführt.

Im vierten Akt — es ist die Nacht vor der Hochzeit — erscheint auf einmal die todgegläubte Theodora wieder im kaiserlichen Schlafgemach. Justinian sieht eine verummumte Gestalt vorüberstreichen. Gang und Haltung erinnern an die Heißgeliebte. Schnell zieht er den getreulich aufbewahrten Schuh hervor und siehe das Füßchen — es giebt kein kleineres in ganz Byzanz — paßt da hinein. Nach dieser Probe ist kein Halten mehr. Nicht mit einem Sterbenswürthchen erwähnt der kaiserliche Herr, was er im zweiten Akt gehört und was ihn damals, doch nicht ohne Grund, so sehr enttäuscht hatte. Woran er nie gedacht, das schmeichelt und trotz die wilde Klage in wenigen Minuten ihm ab. Er verspricht ihr die Heirat und, damit nicht genug, seinen Beistand für jede infame Rache, die ihre Eifersucht an der verhassten Gotenkönigin wird nehmen wollen. So hitzig es auf der Bühne hergeht — Fräulein Wagner bot in dieser Scene alle Kräfte der Leidenschaft auf — so kühl, so kopschüttelnd verwundert bleibt man als Zuschauer bei dem gemalten Feuer. Im Schlußakt giebt es ein großes Opernbild: Ein herrlicher Kaiseraal, pompohaste Umzüge im Vordergrund und auf den Gallerien, Bläser, Bischöfe, Mönche, Krieger, „Blane“ und „Grüne“ usw. Es ist das Hochzeitsfest. An Stelle Amalafuntas sitzt die Cirkusdirne Theodora dem Kaiser zur Seite. Amalafunta steigt mit ihrem Gefolge die Treppe hinunter. Stolz den Schmerz in der Brust verdrückend, grüßt sie den Kaiser. Sie will zurück in ihr Königreich. Sie sei nicht mehr Königin, ruft ihr der Metropolit zu. Der edle Gote, der den Ehekontrakt aufgesetzt, hat nämlich die Bedingungen, unter denen ihr Reich an Byzanz fallen soll, einzuführen vergessen. Die Kaiserin hebt und stößt von ihrem Thron herab. Eine Gunst nur erbittet die Gedeimtigste, ihr Gefolge und mit ihm der gefangene Amalrich sollen frei die Heimfahrt antreten dürfen. Der Kaiser nickt Gekwähnung. Jubelnd will sie dem befreiten Amalrich entgegen eilen, ihn als neuen König der Goten begrüßend. Ein schwarzes Tuch deckt seine Augen. Sie reißt es ab — ein graßlicher Anblick — Theodora die Teufelin hat den Armen blinden lassen. Sie drückt ihm sein Schwert in die Hand, ein kurzer Kampf, sie klagt an seiner Leiche um ihr Vell und stürzt, dann selbst von einem Dolch getroffen, über ihn zusammen. Der Kaiser aber ruft — vielleicht soll sich das Publikum das gleichfalls merken —: „Tod jedem der ein höhnerd Wort hier wagt!“ Dörmanns Abenteuer-Drama „Der Herr von Ababessa“, das in der vorigen Spielaison über die Bühne des Schauspielhauses ging und so arg von der Kritik gescholten wurde, erscheint fast mild und einfach, beinahe sympathisch gegenüber dieser wild gewaltthamen, historisch ausgestatteten Haupt- und Staatsaktion.

Fräulein Poype, die die Königin gab, erschien in Anfang etwas matt, wuchs aber dann, besonders in dem Schlußakt, zu bedeutender Größe. Ganz ausgezeichnet gelang Herrn Stagemann in der Figur des Amalrich der Ausdruck strotzender Kraft und demüthig-stehender Liebe. Herr Christians machte aus der blauen Rolle des Justinian, was eben daraus zu machen war. Ein Teil des Publikums applaudierte mit unermeßlicher Begeisterung. — dt..

**Technisches.**

— **Zündmassen.** Die „Techn. Absh.“ schreibt: „Dr. Carl Fischer hat in den „Arbeiten aus dem kaiserlichen Gesundheitsamte“ eine Untersuchung über die im Handel befindlichen Zündwaren veröffentlicht. Auf die von ihm ausgearbeiteten Methoden zur Analyse und zur Prüfung auf Entzündbarkeit durch Reibung und Schlag, auf ihr Verhalten gegen Feuchtigkeit können wir nicht eingehen, dagegen sei die allgemeine Zusammensetzung der Zündwaren aufgeführt, die von Dr. Fischer in solche mit weißem Phosphor, in solche ohne Phosphor und solche ohne weißem Phosphor eingeteilt werden. Die erste Klasse ist die am längsten bekannte. Derartige Zündwaren werden im allgemeinen in der Weise hergestellt, daß man möglichst fein verteilten Phosphor mit leicht Sauerstoff abgebenden Körpern (Bariumchromat, Kupferoxyd, Bleinitrat, Mangansuperoxyd, Mennige, Kaliumchromat, Kaliumdichromat, Kalium-, Natriumchromat, Nitrat usw.) mit einem zur Erhöhung der Reibung dienenden Zusatz (Füllstoffe wie Wismutpulver, Kreide, Glaspulver, Infusorienerde usw.), die zuweilen mit Smalte, Ultramarin und ähnlich gefärbt sind) und einem Bindemittel (Leim, Gummi, Dextrin, Tragant, Eiweiß usw.) zu einer möglichst gleichmäßigen Masse verarbeitet. Die Menge des Phosphors in diesen Zündmassen beträgt zwischen 6 und 18 Proz. Bei der zweiten Klasse, welche die sogenannten Sicherheitszündhölzchen repräsentiert, die sich nur an besonderen Reibflächen entzünden, enthalten in der Zündmasse als Hauptbestandteile Kaliumchlorat und andre oxydierende und brennbare Stoffe, aber keinen Phosphor. Häufig sind der Masse zur Milderung der Explosion indifferente Stoffe — Ocker, Umbra, Glaspulver, Seesand u. dgl. — zugemischt. Die Reibfläche wird aus einem Gemisch von amorphem

Phosphor mit Schwefelantimon oder Schwefelkies und feinem Glaspulver hergestellt. Zu der dritten Klasse gehören die Zündwaren, welche keinen weißen Phosphor enthalten und trotzdem an jeder Reibfläche entzündbar sind. Die Zündmasse ist entweder mittels amorphem Phosphors hergestellt, oder der Phosphor ist durch andre leicht entzündliche Stoffe ersetzt (Schwefel, Schwefelphosphor, Schwefelantimon, Rhodanmetalle, Cyanmetalle, Kohle, kohlenstoffhaltige Verbindungen, wie Stearate, Naphthalin, Phenanthren, Schellack, Garze usw.). Als Sauerstoff abgebende Mittel haben hierbei außer den oben erwähnten Kaliumpermanganat, Nitrocellulose und andre Nitrolörper Anwendung gefunden. Als Träger der Zündmasse dienen zumest Holzstäbchen oder Wachssterzen, welche am Ende mit Schwefel, Harz, Wachs, Stearin, Paraffin und ähnlichem überzogen sind, um eine Uebertragung des Feuers von der Zündmasse auf die Holzchen und so weiter zu erzielen. Zur Verhütung des Nachglühens bei Sicherheitszündhölzchen imprägniert man die Holzchen mit Phosphorsäure, Ammoniumsulfat und -phosphat, mit Lösungen von Alaun, Magnesiumsulfat, Vorssäure usw. —

**Humoristisches.**

— Die Hauptsache. Er: „Mit der verdammten Schmirerei wirst Du Dir noch die ganze Leber verquetschen.“  
Sie: „Gott, das sieht man doch nicht auf der Strafe!“ —

— Gewählte Ausdrucksweise. Sergeant Schraubenhahn hat die ehrenvolle Aufgabe erhalten, die neu eingetretenen Einjährigen zu instruieren. Als Gebildeter unter Gebildeten befehligte er sich natürlich einer möglichst gewählten Ausdrucksweise und fing z. B. seine Instruktionsstunde an: „Einjähriger Bindelmaier! Sie bewegen sich gegenwärtigerweise unterstelltemassen in der Richtung nach dem Zoologischen Garten, um dortselbst eine Tasse Kaffee, beziehungsweise ein Militärkonzert zu benützen, und zwar in dem Maßstabe, daß Ihnen halbwegs in spazierengehender Absicht der Herr Compagniechef begegnet. Welche Ehrenbezeugung bezieht sich nun Ihrerseits betreffs des Herrn Hauptmanns auf Sie, resp. ist Ihrerseits mit Bezug auf den Herrn Hauptmann als maßgebend zu beobachten?“

— Strafe. „Du, vorgestern hat unser Jagdnachbar a Rehgeiß g'schossen.“  
„Was? Hast 'n glei angezeigt, den Tropfen?“

„Na, aba g'stohlen hab' i's eahm, daß er nig hat von seiner Schächtigkeit.“ —

(„Simplicissimus“.)

**Notizen.**

\* In Kröners „Gartenlaube“ geht schon wieder der Geist der Veränderung um. Nachdem innerhalb eines Jahres drei Redakteure freiwillig ausgetreten sind, schnürt schon wieder einer sein Kämzel. Erst im Frühjahr hat Kröner den Schriftsteller Hermann Stegemann von den „Wäseler Nachrichten“ nach Berlin herübergeholt. Der hat aber rasch die Sache satt gekriegt; denn, wie uns mitgeteilt wird, verläßt Stegemann seine Stelle schon am 1. Dezember, ebenfalls aus freiem Antriebe. Es gefällt ihm nicht mehr in dem Geschäft. —

— Die Nürnberger Schillerstiftung hat in diesem Jahre 21 Spenden im Gesamtbetrage von 4600 M. verliehen. Es entfallen davon 2000 M. auf 9 Maler und Bildhauer, 1500 M. auf 7 Musiker und Sänger, 700 M. auf 3 Dichter und Schriftsteller und 400 M. auf 2 Schauspieler. —

— „Die Dorfmusikanten“, ein Volksstück von Heinrich Schrey, ist vom Deutschen Volkstheater in Wien und vom Hoftheater in Weimar zur Aufführung angenommen worden. Im nächsten Frühjahr wird das Stück in Berlin von Dilettanten gespielt werden. —

— Mary Möllers Burleske „Kurzschlus“ hat in Köln bei der Erstaufführung im Alten Stadttheater sehr gefallen. —

— Vom Wiener Deutschen Volkstheater wird gegenwärtig ein ländliches Drama von Ludwig Ganghofer „Der heilige Rat“ vorbereitet. —

— „Althebräische Gesänge“ werden am 21. November in der Philharmonie aufgeführt werden. Der Chor ist 150 Köpfe stark. —

— Sienkiewicz' Roman „Quo vadis“ ist von dem italienischen Komponisten G. Righetti zu einer Oper verarbeitet worden. —

— Das vollständige Skelett eines Mammut's ist bei Megalopolis in Aetadien ausgegraben worden. —

— Künstliche Rubine. Der Akademie der Wissenschaften in Paris wurden dieser Tage verschiedene, mehrere Gramm wiegende Rubine vorgelegt, die aus dem Laboratorium Verneuil's stammen. Verneuil hängt, um seine künstlichen Edelsteine herzustellen, einen feuerflüssigen kleinen Rubin in ein Rubinstaubgebläse seiner Erfindung und erreicht damit eine gleichmäßige Vermehrung des Steinvolumens bis zu einer bisher nicht bestimmbarren Grenze. —

— In der Leylinger Heide (Regierungsbezirk Magdeburg) hat die Raupe des Kiefernspanners ungeheuren Schaden angerichtet. Mehrere hunderttausend Stämme müssen gefällt werden. —